



Mundartstümpfer

Von Prof. Dr. Otto Behaghel (Gießen)



Die Einigung, die in unsrer Schriftsprache sich vollzogen hat, hatte die Aufgabe, die mundartlichen Besonderheiten zurückzudrängen, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets herbeizuführen und so dem Aachener und dem Königsberger, dem Kieler und dem Konstanzer eine leichte und sichere Verständigung zu ermöglichen. Diese Aufgabe ist heute im wesentlichen gelöst, soweit sie überhaupt gelöst werden kann. Es wird niemals gelingen, die letzten Eigenheiten der Außengelegenen, etwa des Schleswigers oder des Österreicher, zu beseitigen. Es hat sich neuerdings sogar eine gewisse rückläufige Bewegung geltend gemacht: seit dem Aufkommen der Heimatkunst geben insbesondere die Werke norddeutscher Schriftsteller in ihrem Wortschatz den Angehörigen südllicher Gebiete manches Rätsel auf.

Daß trotz der Überwindung der Mundart die Schriftsprache noch immer der Pflege bedarf, des Schutzes gegen Barbarei und Liederlichkeit, und daß solche Pflege ihr in reichem Maße zuteil wird, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aber auch die Mundart kann Schutz und Pflege fordern. Wie man seltene Pflanzen, aussterbende Tierarten, eigenartige Geländegestaltungen unter gesetzlichen Schutz gestellt hat, wie man sie etwa in einem Naturpark von der zerstörenden Kultur abzuschließen sucht, so möchte man auch die Mundarten umzäunen und umwallen. Wir wissen heute ja längst, daß die Mundart keine verdorbene Schriftsprache ist, daß sie da war vor der Schriftsprache und ihr eignes Recht besitzt. Doch es gibt keine solchen Zäune und Wälle. Kirche und Schule, die Zeitung, der Markt- und Gerichtsverkehr, die Kultur überhaupt, sie nagen unablässig an dem Leben der Mundart, und immer mehr des kostbaren heimischen Besitzes wird hinweggespült.

Aber neben dem wirklichen Leben lebt die Mundart ein Leben im Bilde, in der literarischen Verwertung. Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts ist die Mundart Gegenstand dichterischer Gestaltung geworden, zunächst im Drama und überwiegend als Mittel zur Erzielung humoristischer Wirkungen, später auch in lyrischer und epischer Dichtung, vielfältig auch mit ernsthafter Zielsetzung. Hier hat also der Künstler das Wort, der gegenüber jenen zerstörenden Einflüssen sich wohl zu behaupten vermag. Eine Kunst, die noch nach der Wirklichkeit Ausschau hält, gibt ja heute nicht mehr als vornehm. Aber das Stilmittel der Mundart hat nur Sinn im Rahmen einer Eindruckskunst, und der Künstler, der sich seiner

bedient, wird in altmodischer Weise die Treue wahren lassen gegenüber der Wirklichkeit.

Solche Treue zu üben, ist freilich nicht immer leicht, auch dann nicht, wenn der Künstler die Mundart wirklich beherrscht. Als die Mundart in den Bereich der Literatur eintrat, bestand seit langem ein im Ganzen gefestigter Schreibgebrauch und eine immer mächtiger werdende Schriftsprache. Daher ist es schon schwierig, die Zeichen unsrer Schulschrift den besonderen Forderungen der mundartlichen Aussprache anzupassen; so versteht man es, daß in unsrer Zeit wissenschaftliche Erörterungen angestellt werden über die beste Art, die Mundarten des niederdeutschen Sprachgebietes schriftlich festzulegen. Aber noch viel schwerer ist es, in Wortschatz und Satzfügung dem Zwang unsrer Schriftsprache zu enttrinnen: es gibt kaum einen Mundartdichter, der in dieser Beziehung ganz frei wäre von Fehl und Sünde. Ein besonders schlimmes Beispiel gewährt der vielgerühmte Frankfurter Stolz, der in seinen Gedichten beständig in der einfachen Berichtsform erzählen läßt: er ging, er lief, er war, während die echte Frankfurter Mundart sich durchweg der Umschreibung bedient: ist gegangen, gelaufen, gewesen.

Man kann freilich auf mundartliche Treue auch mit vollem Bewußtsein verzichten. Vielleicht deshalb, weil die genaue Wiedergabe zu verb, zu unwürdig erscheint. Eine derartige Empfindung hat sicher bei den alten Herren des 16., 17. Jahrhunderts gewaltet. Einer der wichtigsten Unterschiede, der im allgemeinen zwischen den deutschen Mundarten und der Schriftsprache besteht, liegt darin, daß den meisten Mundarten der Genitiv abhanden gekommen ist; statt meines Vaters Haus heißt es: meinem Vater sein Haus. Aber der älteren Mundartenbildung ist diese Weise völlig fremd, obwohl gerade die Schriftsprache ihr Dasein schon für die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugt. Also hier unbewußt zugelassen, hort bewußt gemieden. Aber selbst unsre Zeit ist von dieser seltsamen Auffassung gelegentlich noch angekränelt. Hermine Billinger hat einen Roman geschrieben, der in Karlsruhe spielt und in dem meine Karlsruher Landsleute sich einer abgeschwächten Mundart bedienen. Dabei ist einer Besonderheit des Karlsruhers mit Bewußtsein durchweg aus dem Wege gegangen: dem regelmäßigen Gebrauch des Artikels bei Personennamen. Und als ich sie darob zur Rede stellte, hat sie mir erklärt, daß ihr das denn doch zu grob erschienen wäre. Aber dieser Gebrauch des Artikels ist etwas, was der Karlsruher mit

dem ganzen Süden gemein hat, was diesen gegenüber dem Norden kennzeichnet, was bis zum letzten haftet, wenn alle andern mundartlichen Eigenheiten abgelegt werden, was z. B. ich selbst bis zum heutigen Tage nicht überwunden habe. So hat also die Billinger ein Bild geschaffen, das nirgends in der Wirklichkeit sein Vorbild findet, so zahlreich, so verschiedenartig sonst die Abstufungen und Mischungen zwischen Schriftsprache und Mundart sind.

Wenn Rosegger seinen Gestalten nur einen Anflug von Mundart verleiht, so ist das schwerlich aus dem Streben nach vornehmerer Haltung entsprungen; eher der Befürchtung, es möchte die reine Mundart nicht immer auf volles Verständnis rechnen können. Kein Zweifel, daß es ihm keine Schwierigkeit gemacht hätte, überall das mundartliche Gewand durchzuführen.

Aber fürchterlich kann es werden, wenn jemand in ein fremdes Gewand schlüpfen will, das er nicht zu tragen versteht, wenn er eine Mundart schreiben will, die er nicht beherrscht. Ein abschreckendes Beispiel gewährt Waltherr von Molo in seinem Roman »Luise«, wo er die junge Königin ein angebliches Gemisch von Berlinisch und Darmstädtisch reden läßt. Aber der süddeutsche Bestandteil ist zu einem Teil schwäbisch: jēht iſt's aber genug, es iſt zum Wälzen; zu einem andern bairisch: hōrt's auf, Kinders, laßt's mir mei Leben. Und ihr eigner Name wird im Munde der Geschwister zu Lu i ſch, einer Wortform, die sich nie und nirgends hat begeben. Weil in manchen Teilen von Süddeutschland - ſt als - ſcht gesprochen wird: Bru ſcht, am ſchōnſchte, hat sich Molo eingebildet, Lu i ſe müſſe Lu i ſch gesprochen werden. Solches falsche Schließen, solches Ausklügeln von Wortformen, die es in der ganzen Welt nicht gibt, wird in sonst kaum erreichter Vollkommenheit geübt von Viktor Menzel in einer Skizze »Wanblungen« (in dem sonst vortrefflichen »Wachfeuer«). Das ei unsrer Schriftsprache hat eine doppelte Wurzel in unsrer älteren Sprache; einerseits langes i: weiß ist älteres wīz; anderseits den Doppellaut ei: Stein ist mittelhochdeutsch stein. Beides haben wir nebeneinander im Bergnamen We i ſen ſtein, alemannisch Wiſſe ſte i(n), und jener norddeutsche Professor vergriſſ ſich arg, der den We i ſe ſti beſteigen wollte. Aber Menzel macht es nicht besser: er ſagt o a ſallt ſtatt ei ſallt (eiſfällt) und a ſo a n s Br a ſer l ſür a ſe i(n) s Br a ſer l. Im Bayriſchen iſt ſie ſind zu ſi ſ a n geworden, weil ſind vor dem Beiwort oder Mittelwort ganz unbetont iſt; bei Menzel erſcheint aber auch der Infinitiv und ſogar das Fürwort in der-

ſelben Form: er wird doch erſt angeſtedt ſ a n, böſ iſt doch 'm Herrn ſ a n s. Im Bayriſchen iſt gebracht, gegangen, getroffen zu gebracht, g a n g e n, t r o f f e n geworden, weil das e der Vorſilbe unterging und ſodann das g des Wortbeginns mit dem b, g, t des Stammes zuſammenfiel. Aber Menzel bilbet ſich ein, die Vorſilbe ge ſei im ganzen verlorengegangen, und ſtammelt dann: haſt ſch o ſſ e n? — i h o w i l d e r t. In der ſcheltenden Anrede kann das Beiwort hinter das Hauptwort treten: Hund verſluchter, Lump e l e n d e r; Menzel weiß nichts von dieſer beſonderen Bedingung und ſchreibt: nachher iſt a Gzeug verſluchtigs! — ſell iſt a Luder miſerabliges.

Leid tut es mir, daß ich Hans Rudolf Bartsch in der Geſellſchaft ſebe; er, der Öſterreicher, bringt es fertig, einen Tiroler h o a ſcht ſtatt h o a ſt, g r ü e ſcht ſtatt g r ü e ſt ſagen zu laſſen. Daß der Norddeutſche wähnt, er ſpreche ſchwäbiſch, wenn er w ü ſcht ſür w ü ſt e, m ü ſch e n ſür m ü ſſ e n ſagt, iſt ja weniger verwunderlich.

Aber nicht nur das ſchriftliche Wort, auch die mündliche Sprachkunſt iſt nicht ſelten der Sünde bloß. Ich hülle es in Nacht und Schweigen, wenn Süddeutſche die »Stromtid« vorleſen oder der Norddeutſche Hebel deklamiert. Doch von der Bühne ſollte man etwas Beſſeres erwarten. Oft genug wird ja vom Schauſpieler verlangt, daß er die Mundart gebrauche. Da begegnet es denn auf kleinen Bühnen oft genug, daß Mundart und Bühnenhochdeutſch bunt durcheinander gehen, daß der Pommer wie der Berliner redet, daß das Sächſeln zum Jübeln wird, und ich habe es in einem berühmten Theater erlebt, daß der ſchwäbiſche Ritter in Lorhings »Waffentſchmied« auch des Glaubens war, es mache den Schwaben aus, wenn er ſtatt ſ e i n ſch ſpreche. Man ſollte denken, es müſſe dem guten Schauſpieler nicht allzu ſchwer fallen, ſich der paar Mundarten zu bemächtigen, die von der Bühne vorzugsweiſe verlangt werden. Und im Einzelfall würden meiſt ſich mißbätige Seelen finden laſſen, die dem Schauſpieler hilffreich zur Seite ſtehen. Wo aber eine anſtändige Mundart nicht zu erreichen iſt, da möchte man lieber zum völligen Verzicht auf die Mundart raten. Wenn es nicht möglich iſt, das Bild in den Einzelheiten naturgetreu zu malen, ſo erfreue man ſich an der zuſammengestimmten Einheit. Die Zeiten des blutigen Naturalismus ſind ja vorbei, wo man die Forderung aufſtellte, daß Leſſings Franziska ſächſle, daß Gretchen in ihrer Rede ſich als Frankfurterin bekunde. Sie ſind gottlob vorbei; ſonſt würde man zu der inhaltsſchweren Frage genötigt: In welcher Mundart ſoll nun — Nephiſto reden?





Hans Bremer:

Stilleben mit Rosenstrauß